

Das Vermächtnis der Base Marie

Autor(en): **Schwendener-Egli, Martha**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **32 (1942)**

Heft 3

PDF erstellt am: **27.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-634165>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

HEIMKEHR

Skizze von EMIL HERING

Sonnenmüde legte sich der Tag zur Rüste. Ein rosenroter Schein wehte wie ein zarter Schleier über Feld und Wald. Kühl roch die Erde. Die Bäume standen andächtig still, in Andacht versunken waren Busch und Hain. Still, unbewegt lag das Schweigen der Erwartung, der Erfüllung in den Schatten des Abends.

Strassenmüde zog der bärtige Mann den holperigen Weg dem kleinen Dörflein zu, zwischen Kornfeldern und saftigen Wiesen hindurch. Aus dem dunkelgrünen Baumkranz lugten die Ziegeldächer von Bennwil hervor wie freundliche Augen. Herdfeurerrauch stieg schnurgerade gegen den Himmel, auf dem nur einzelne schmale, goldgeränderte Streifen dahinliefen, als wollten sie einander haschen.

Immer näher kam der Mann dem Dörflein, und immer zögernder wurde sein Schritt. Immer schwerer schien die unsichtbare Last, die er mitschleppte, auf seine Schultern zu drücken.

Er wischte sich mit dem Handrücken über die zerwüfelte Stirne.

Wie war das doch gekommen, damals, vor fünfzehn Monaten?

Das Vorjahr war ein böses Jahr gewesen. Ein vieltausendkörniger Hagelschlag zerstampfte die Ernte. Sein bestes Pferd im Stall stand um. Vier Kühe verendeten an der Seuche. Schwer drückte die Not auf die Seele des Bauern. Stück um Stück musste er aus dem Stall treiben, damit er die Zinsen aufbringen konnte. Aber dann war zuviel des Unglücks. Sein Weib wurde krank. Sein ältester Bub starb. Es war zuviel. Zuviel. Der Segen war von seinem Dache gewichen.

Bauernblut ist jäh. Als der Gerichtsvollzieher ihm die letzte Kuh aus dem Stall treiben wollte, da kam es über den Bauern wie ein Rausch. Seine schwieligen, harten Hände ballten sich und er schlug den Mann nieder. Wäre nicht der Nachbar dazwischengesprungen, weiss Gott, was geschehen wäre! Aber es war ja auch so noch schlimm genug. Das Gericht hatte ihn zu fünfzehn Monaten Gefängnis verurteilt.

Fünfzehn Monate! Eine Ewigkeit! Jeder Tag war dem Bauern vorgekommen wie ein Jahr. Tagelang schritt er mit auf dem Rücken ineinander gefalteten Händen in seiner

Zelle auf und ab und haderte mit sich und aller Welt. Seine Seele war wie das wildaufgeregte Meer. Lange, lange ging bis es sich glättete und er ergeben sein hartes Geschick ertrug.

Nun war auch diese Zeit überstanden und er schritt heimwärts. Seine Heimat lag wieder vor ihm. Er sah sein Haus durch die Bäume schimmern, und das Herz wurde ihm schwer. Er musste sich am Wegrand hinsetzen. Langsam er vor sich hin. Er hatte seine Schuld gebüsst. Nun wollte er ein neues Leben beginnen, es musste wieder aufwärts- und vorwärtsgehen, und wenn er sich zu Tackern musste — wenn er nur die Luft der Heimat atmen durfte! Oh, er wollte hinfort zufrieden sein mit seinem Leben und seinem Los. Erst wenn man die Freiheit erbehren muss, schätzt man sie richtig ein.

Er erhob sich und schritt weiter. Das Glück begann sich zu regen in seiner Brust. Jetzt fühlte er seine Freiheit. Alle Mühseligkeit schien von ihm abgefallen zu sein.

Als er ins Dorf schritt, kläfften die Hunde laut an. Er begegnete manchem Bauern, aber sie erkannten ihn nicht.

Er stand vor seinem Hofe. Er sah sich um. Sein Weib hatte gut Ordnung gehalten. Alles war reinlich und sauber. An den Fenstern grüssten sogar Geranien.

Scheu trat er ins Haus, wie ein Bettler. Dann in die Stube, darin die Stehlampe brannte. Und da sass seine Frau am Tische, gebeugt über eine Flickarbeit. Neben ihm auf dem Holzboden spielte ein kleiner Bub mit Bauklötzchen.

Wie müde die Frau aussah. Der Rücken schien gebeugt von der vielen Arbeit. Kummer und Sorgen hatten tiefe Runen in ihre Stirne gezogen.

Da sah sie auf von ihrer Arbeit. Und da sah der Mann, dass er seine Schuld noch nicht ganz gebüsst und er kniete nieder vor seinem Weibe und weinte wie ein Kind. Da strich sie ihm leise über sein struppiges Haar, zog ihn zu sich empor und presste seinen Kopf an ihre Brust.

„Wir wollen alles vergessen, Hans, was gewesen ist und unserm Kinde leben!“ sagte sie schlicht.

Da küsste er sie und nahm dann seinen Buben auf den Arm und drückte ihn an seine breite Brust.

Er sagte kein Wort. Aber in seinen Augen war es ein Schwur.

Das Vermächtnis der Base Marie

Von MARTHA SCHWENDENER-EGLI

Base Marie, welche bei ihrem Neffen, dem Gfeller Christen im „Stöckli“ wohnte, hatte immer ihren eigenen Kopf. Was da mal drin war, das war eben drin, und daran liess sie nicht rütteln. Ja, selbst noch auf dem Todbett sollte alles nach ihrem Kopf gehen. Ihr Neffe musste partout den Notar holen. Zeugen mussten her, und die Base machte ihr Testament, obschon ihr Vermögen sicher nicht mehr gross sein konnte. Wozu denn da noch ein grosses Wesen machen?

Aber das Testament wurde geschrieben, und mit viel Mühe setzte die Erblasserin ihren Namen darunter. Die Anwesenden bezeugten mit ihren Unterschriften, dass die Jungfer Marie Gfeller bei der Abfassung der letztwilligen Verfügung absolut bei klarem Verstand gewesen sei, dass sie nach freiem Willen testierte. Darauf taten sich der Notar und die Zeugen an Wein und Schinken gütlich, und die Base war so richtig zufrieden, dass, selbst nach ihrem Tode noch, ihre Hinterlassenschaft nach ihrem Kopf geregelt werden musste.

Doch gegen Abend machte es den Anschein, als ob es

mit der Kranken zu Ende ginge. Sie verlangte nach dem Pfarrer, und sie genoss noch das heilige Abendmahl. Den folgenden Tag hat sie dann auch wirklich nicht mehr erlebt. Nach einem kurzen Todeskampf streckte sie sich aus zum letzten, langen Schlaf.

Die Base Marie hatte ihre „Lüch“ wie etwa ein jeder Verstorbene, das man vor oder nach ihr auf den kleinen Gottesacker von Mühlegrund trug. Sogar eine „Greebt“, ein Leichenmahl, gab es. Und hat auch am offenen Grab diese oder jene der Frauen die feuchten Augen mit dem Taschentuch ausgewischt — an der „Greebt“ im „Bärengang“ ging es bald recht gemütlich zu, und gar oft hörte man ein unterdrücktes Lachen.

Dann kam der Tag der Testamentseröffnung. Es gab da keine grossen Ueberraschungen. Nach Abzug aller Anwalts- und Begräbniskosten blieb nur noch eine dreistellige Zahl im Sparheft der Base Marie und dieses Sparheft ging in das Testament an ihren Neffen Christian Gfeller über. Zudem lagen in der Kommode in einem Schächtelchen noch

paar Goldstücke, welche dem Grossneffen Fritz, Bases Gottenbub, zugebracht waren. Bases Kleider erhielt die Leichenbitterin. Eine entfernte Verwandte erbte den Hausrat, mit Ausnahme der alten, schönen Spieluhr. Diese hatte die Base dem jüngeren Grossneffen, dem Hannesli, vermacht.

Diese Spieluhr war das Schmuckstück von Base Maries „Bhusig“ gewesen, und dass sie der Hannesli erhielt, hatte seinen Grund darin, weil er der Base in den kränken Tagen gar oft Gesellschaft geleistet, ihr aus der Bibel vorgelesen, den Tee von Tausendguldenkraut aus dem Ofenloch ans Bett gebracht. Und daneben hat der Hannesli immer nach der Spieluhr geschaut, hat sie, wenn nötig aufgezogen, hat auf den Ruf gehorcht, der bei jedem Stundenschlag zitternd aus dem alten Gehäuse kam: „Hört ihr Herr'n und lasst euch sagen ...“ Darum verscrieb die Base ihre Spieluhr dem Hannesli — „weil er immer so Freude dran hatte“, stand wörtlich im Testament.

Die Erben haben das Erbe angetreten. Der Bauer Gfeller legte das Sparheft zu seinen andern Papieren und Schriften. „Viel reicher bin ich dadurch nicht geworden“, dachte er, als er das Schrägbureau wieder schloss. Die entfernte Verwandte holte naserümpfend Base Maries Habseligkeiten ab. Die Kleider aber wurden von der Leichenbitterin noch lange zu Ehren gezogen, obschon sie ihr alle viel zu lang und zu weit waren. Der Hannesli aber nahm die ererbte Spieluhr behutsam unter den Arm und trug sie in seine Kammer.

Alles ging genau so, wie es die Base im Testament verordnet hatte. Aber die Auswirkungen ihrer letztwilligen Verfügung hat sie gewiss nicht vorausgesehen. Dem Dragoner Fritz ist das Erbe nicht zum Segen geworden. Er klinkerte nur zu gerne mit den Goldstücken in der Tasche, und deswegen taten ihm einige seiner Kameraden schön. Bald — recht bald war das Geld in Wein und Bier vertan. Ein Lumpazi wurde er dadurch, und hätte er nicht später eine reiche, aber etwas „rässe“ Frau bekommen, die ihm, wenn er es gar zu arg trieb, den Riegel steckte, er wäre noch vergeldstaget.

Der Hannesli aber tüftelte an der Spieluhr herum, an den Schrauben, den Rädlein und der Feder, bis er haargenau wusste, wie sie funktionierte. Und eines Tages stand es bei

ihm fest: „Ich will Uhrmacher werden.“ Das hörten freilich die Eltern nicht gern. Der Vater begehrte auf und auch der Mutter war es nicht recht, dass der Hannesli „bloss ein Handwerker“ werden wollte. Aber schliesslich — der Hannesli war ja doch ein wenig schwächling und würde zum Bauern nicht recht taugen — darum gaben sie nach und liessen ihn machen. Doch galt er nicht mehr so ganz als ihresgleichen in der stolzen Bauernfamilie.

Aber aus dem Hannesli wurde ein tüchtiger fleissiger Uhrmacher. Er hat sich später in Mühlegrund selbständig gemacht und noch heute bringen die Bauern ihre Sackuhren und „Zyt“ dem Uhrmacher-Hannes zum Reparieren. „Gelt, machst mir sie bald? Man ist so dumm dran, wenn man nicht weiss, wie spät es ist“, sagt ein Bauer. Und eine Bäuerin meint: „Es ist so tot in der Stube, wenn das ‚Zyt‘ nicht läuft.“ Der oder diese schaut ihm gar eine Weile bei der Arbeit zu. Sie denken dann wohl auch dabei, es sei doch gut, dass es auch solche gebe, welche die feinen Rädlein ineinanderzusetzen verstehen; denn wer könnte heute noch ohne Uhr sein?

Und könnte die Base Marie zurückkommen, sie würde sicher auch gern in Hanneses Uhrladen verweilen, wo die vielen Uhren ticken und tacken, und daran mahnen, wie schnell, wie schnell doch die Zeit vergeht — Sekunde um Sekunde, Minute um Minute, Stunde um Stunde.

„Wohin gehen sie eigentlich? Wohin?“ Das fragt sich der Uhrmacher-Hannes gar oft. Und er studiert in seiner kleinen Werkstatt, wälzt schwierigere Probleme in seinem Kopf herum als mancher Professor. Ja, wohin geht die Zeit?

„Die Zeit — sie versinkt in das grosse Meer der Vergangenheit. Aber nur dem ist sie verloren, der sie nicht nützt. Und nur wer seine Zeit nicht wertlos ablaufen lässt, wird glücklich leben und dereinst auch zufrieden sterben.“ So philosophiert der Uhrmacher-Hannes zu seiner Arbeit. Und er nützt seine Zeit. Und obwohl er bei seinem Gewerbe nicht reich wurde, noch angesehen — er ist noch heute dankbar für das Erbe, welches ihm seinen Lebensweg gewiesen hat.

Und oben auf dem Sims mahnt die alte Spieluhr der Base Marie inmitten der vielen andern Stundenschläge: „... Mensch, gedenk' der Ewigkeit!“

Unsere Konzerte

weh. Das Programm des 5. Abonnements-Konzertes, das letzten Dienstag unter der Leitung von Luc Balmer durchgeführt wurde, fesselte durch seinen verschwenderischen Reichtum. Der Scharm, der in der feindifferenzierten Darstellung der Schubert'schen Rosamunde-Ouvertüre lag, edelte dieses oft gehörte Stück und eröffnete geschmackvoll den Abend. An eine streng an Konventionen gebundene Zeit erinnerte Mozarts inhaltsreiches Krönungskonzert, wobei, trotz allen Prunks, die Spannung nie über die aristokratisch-höfische Gesellschafts-atmosphäre hinausdrang. Wilhelm Backhaus schöpfte das äusserlich sehr anspruchsvolle Werk voll aus und ließ ihm seine ganze künstlerische Gestaltungskraft, wobei leider der etwas trockene Ton des Konzertflügels das Berauschende der Klangentfaltung eher behinderte. In Robert Schumanns Fantasiestücken bot der deutsche Meisterpianist sein Bestes; den Reichtum dieser Fantasie nachzuzeichnen, die oft nur zart versonnen vor sich hindämmert oder Fragen stellt wie aus Kindermund, dann wieder wirr im Traumland umherirrt und in einem einzigen Aufschwung emporwirbelt, wurde er in jeder Hinsicht gerecht. Das ausverkaufte Haus schenkte dem grossen Künstler reichen Beifall. Dr. Herrgott hat allerlei Choschtgänger, musste ich unwillkürlich denken, als ich Hector Berlioz' fantastische Symphonie über

mich herunterrieseln liess. Etwas musikalisch auszudrücken, was man nicht empfindet, glückt wohl nur in den seltensten Fällen und findet dann höchstens das Interesse eines Stilistikers. Dieses Artistenwerk, dem jede geistige Substanz fehlt, ist in ein elegantes Gewand gekleidet, das sehr augenfällig ist, ohne über den primitiven, oft einfallsarmen Instrumentalsatz hinwegzutäuschen. Die Idee ist unbedingt originell, die Verwirklichung vereinzelt, z. B. in der Ballszene geglückt, aber diese intellektuell konzipierte Programmmusik mit ihren äusserlichen Erzählungen und Darstellungen wirkt leer, hauptsächlich dann, wenn sie zu lang ist, ganz abgesehen von den ästhetischen Einwendungen gegen die schauerlichen Gräuel einer „Höllenbreugheliade“, die nur einen Paganini faszinieren konnten. Auch die bescheidene pastorale Szene ist leider edelste Mache. Die wirbelnden Pauken können ebenfalls nicht darüber hinwegtäuschen, dass Berlioz allzuoft leeres Stroh drischt. Was die Aufführung anbelangt, so liess sie manchen Wunsch unerfüllt. Luc Balmer, der diese Opiumrauschvision plastisch und farbenreich zu gestalten versuchte, scheiterte an der Musizierunlust des anscheinend müden Orchesters, das kraft- und freudlos hinhinmusizierte, wobei hauptsächlich das unpräzise Spiel der ersten Geigen unangenehm auffiel. Vom künstlerischen Impuls, vom prächtigen Glanz der

Streicher, wie sie das Orchester in den beiden ersten Konzerten unter Balmers Stabführung aufwies, ist nirgends mehr etwas zu finden. Die Bläser erwiesen sich ihrer heiklen Aufgabe gewachsen, wogegen der klavierene Glockenersatz nicht befriedigen konnte.

So bleibt noch mancher Wunsch unerfüllt. Auch der Wunsch, dass die Konzertbesucher endlich rechtzeitig erscheinen, verhallt. Und der Wunsch, dass die Konzerte zu der im Programm erwähnten Zeit enden, ebenfalls. Die BMG hätte eben nicht nur Rechte, sondern auch Pflichten. Jedes der dieswinterlichen Konzerte endete verspätet. Auswärtswohnende müssen vorzeitig den Saal verlassen, werden dadurch um künstlerischen Genuss gebracht, wobei sie gleichzeitig die andern Konzertbesucher sehr stören. Weshalb aber die Konzerte nicht früher angesetzt werden, konnte ich nicht erfahren. Und wenn ich schon mal dabei bin, auf Uebelstände aufmerksam zu machen, so möchte ich die Herren Backhaus und Balmer hier fragen, ob sie das Unterhaltungsorchester des Restaurants gestört hat oder nicht? Verschiedene hingehauchte Pianistellen gingen unter und wurden übertönt von Kontrabass und Schlagzeug des Kaffeeorchesters. Es ist wirklich zu hoffen, dass es Solist und Dirigent einmal tüchtig stört, damit Remedur geschafft wird und dieser Unfug endlich aufhört. Ihr Publikum würde es ihnen von Herzen danken.